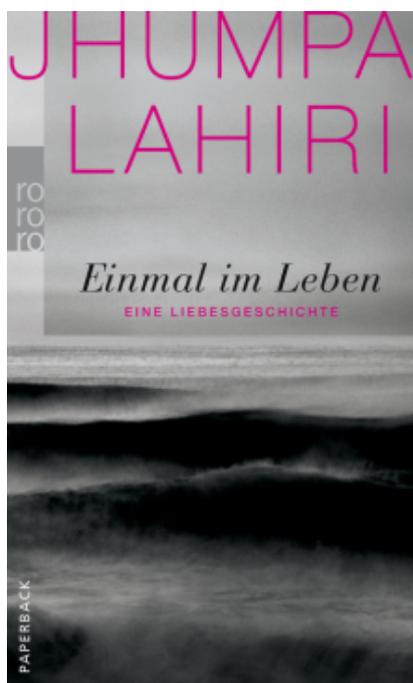


Leseprobe aus:

Jhumpa Lahiri

Einmal im Leben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Einmal im Leben

Ich hatte dich auch früher schon gesehen, so oft, dass ich es gar nicht zählen kann, aber meine Erinnerung an deine Rolle in meinem Leben setzt bei der Abschiedsparty ein, die meine Familie in unserem Haus am Inman Square für deine gab. Deine Eltern wollten von Cambridge fortziehen, nicht nach Atlanta oder Arizona wie manche anderen Bengalen, sondern ganz zurück nach Indien, und damit den Kampf aufgeben, in den sich meine Eltern und ihre Freunde gestürzt hatten. Das war 1974. Ich war sechs Jahre alt. Du warst neun. Am deutlichsten erinnere ich mich an die Stunden vor der Party, in denen meine Mutter alles für die Ankunft der Gäste vorbereitete: Die Möbel wurden poliert, Pappteller und Papierservietten auf dem Tisch verteilt, und in den Zimmern verbreitete sich der Duft von Lammcurry, Pulao und dem L'Air du Temps, das meine Mutter zu besonderen Gelegenheiten auflegte. Erst sprühte sie sich selbst damit ein und dann mich, ein entschlossener Spritzer, der meine Kleider für einen Moment dunkel färbte. Was ich an

dem Abend trug, hatte meine Großmutter aus Kalkutta geschickt: eine weiße Baumwollhose mit engen Beinen, die an der Taille so weit war, dass ich zweimal hineingepasst hätte, eine türkisfarbene Kurta und eine schwarze, mit Plastikperlen bestickte Samtweste. Die drei Teile waren auf dem elterlichen Bett ausgebreitet worden, als ich im Bad war, und dann stand ich fröstelnd und mit runzligen weißen Fingerspitzen da, während meine Mutter mit einer Sicherheitsnadel eine dicke Kordel in den riesigen Hosenbund einzog, den steifen Stoff damit nach und nach zusammenraffte und am Ende die Kordel fest an meinem Bauch verknötete. An der inneren Hosennaht saß ein Stempel mit purpurroten Buchstaben in einem Kreis, das Zeichen der Textilfabrik. Ich weiß noch, dass ich deswegen einen Aufstand machte und etwas anderes anziehen wollte, aber meine Mutter versicherte mir, der Stempel werde in der Wäsche herausgehen und außerdem sei die Kurta so lang, dass ihn sowieso niemand sähe.

Meine Mutter hatte jetzt anderes im Kopf. Nicht nur Güte und Menge des Essens machten ihr Sorgen, sondern auch das Wetter: Für den späteren Abend war Schnee angesagt, und meine Eltern und ihre Freunde besaßen damals kein Auto. Die meisten Gäste wohnten wie du keine Viertelstunde zu Fuß entfernt in den Vierteln hinter Harvard und dem MIT oder gleich jenseits der Mass Avenue Bridge. Aber einige kamen auch mit dem Bus oder der U-Bahn aus Malden, Medford oder Waltham. «Vielleicht kann Doktor Chou-

dhuri die Leute nach Hause fahren», sagte meine Mutter, während sie meine Haare entwirrte – damit war dein Vater gemeint. Deine Eltern waren etwas älter und im Gegensatz zu meinen bereits gestandene Einwanderer. Sie waren 1962 aus Indien gekommen, bevor die Gesetze zur Förderung ausländischer Studenten geändert wurden. Während mein Vater und die anderen Männer noch ihre Prüfungen ablegten, hatte dein Vater bereits einen Dokortitel und fuhr mit seinem Auto, einem silberfarbenen Saab mit Schalensitzen, zur Arbeit in einem Ingenieurbüro in Andover. In diesem Auto war ich schon oft nach Hause gebracht worden, wenn es bei einer Party spät wurde und ich in irgendeinem fremden Bett eingeschlafen war.

Unsere Mütter lernten sich kennen, als meine schwanger war. Sie wusste noch nichts davon; ihr wurde schwindelig, und sie setzte sich auf eine Bank in einem kleinen Park. Deine Mutter hockte auf einer Schaukel und schwang sachte hin und her, während du weit nach oben flogst, und da sah sie eine junge Bengalin mit zinnoberrotem Scheitel in einem Sari. «Ist Ihnen nicht gut?», fragte deine Mutter höflich. Sie hat dich von der Schaukel geholt, und dann habt ihr beide meine Mutter nach Hause begleitet. Unterwegs hat deine Mutter dann angedeutet, meine könne womöglich ein Kind erwarten. Sie schlossen sofort Freundschaft und verbrachten dann ihre Tage zusammen, während unsere Väter bei der Arbeit waren. Sie sprachen über ihr früheres Leben in Kalkutta: über das schöne Haus deiner Mutter in Jodhpur Park mit

seinen blühenden Hibiskuspflanzen und Rosensträuchern auf dem Dach und die bescheidene Wohnung meiner Mutter in Maniktala über einem schmierigen Punjabi-Restaurant, wo sieben Menschen in drei kleinen Zimmern hausten. In Kalkutta wären sie sich wohl kaum begegnet. Deine Mutter ging auf eine Klosterschule und war die Tochter eines der berühmtesten Anwälte von Kalkutta, eines pfeiferauchenden Anglophilen und Mitglieds im Saturday Club. Der Vater meiner Mutter arbeitete bei der Post, und bis zu ihrer Ankunft in Amerika hatte sie weder an einem Tisch gegessen noch ein WC benutzt. In Cambridge waren solche Unterschiede bedeutungslos; hier waren beide gleichermaßen allein. Sie gingen zusammen einkaufen, beklagten sich über ihre Ehemänner, kochten mal auf unserem, mal auf eurem Herd und teilten die Gerichte am Ende für beide Familien auf. Sie strickten gemeinsam, und wenn es einer von beiden langweilig wurde, tauschten sie das Strickzeug. Als ich geboren wurde, waren deine Eltern die einzigen Freunde, die meine Mutter im Krankenhaus besuchten. Ich wurde auf deinem alten Kinderstühlchen gefüttert und in deinem alten Kinderwagen durch die Straßen geschoben.

Während der Party begann es wie vorhergesagt zu schneien, sodass verspätete Gäste mit feuchten, weiß verkrusteten Mänteln ankamen, die wir an der Duschvorhangstange aufhängen mussten. Meine Mutter sprach noch jahrelang davon, dass dein Vater am Ende der Party x-mal hin- und hergefahren war, um

die Gäste nach Hause zu bringen, ein Paar sogar bis nach Braintree, und dabei behauptete, das mache ihm nichts aus, es sei ja die letzte Gelegenheit für ihn, dieses Auto zu fahren. In den Tagen vor eurer Abreise kamen deine Eltern noch einmal vorbei und brachten uns Töpfe und Pfannen, kleine Haushaltsgeräte, Decken und Bettwäsche, angebrochene Tüten mit Mehl und Zucker und halbvolle Shampooflaschen. Für uns gehörten diese Sachen weiterhin deiner Mutter. «Gib mir mal Paruls Bratpfanne», sagte meine Mutter etwa. Oder: «Ich glaube, wir sollten Paruls Toaster niedriger einstellen.» Deine Mutter brachte uns auch Plastiktüten mit Kleidern, die früher dir gehört hatten und die ich vielleicht gebrauchen konnte. Meine Mutter verwahrte die Tüten und nahm sie mit, als wir einige Jahre später vom Inman Square in ein Haus in Sharon zogen, und wenn ich in die Sachen hineinwuchs, kamen sie in meinen Kleiderschrank. Es waren vor allem Wintersachen, für die du in Indien keine Verwendung mehr gehabt hättest – dicke T-Shirts und Rollkragenpullover in Braun und Marineblau. Ich fand sie hässlich und wollte sie nicht anziehen, aber meine Mutter weigerte sich, mir stattdessen etwas anderes zu kaufen. So trug ich notgedrungen deine Pullover und an Regentagen deine Gummistiefel. Einen Winter lang musste ich in deinem Mantel herumlaufen, den ich so hasste, dass ich infolgedessen auch dich hasste. Der Mantel war blauschwarz, hatte ein orangefarbenes Futter und eine kratzige graubraune Borte an der Kapuze. Ich konnte mich nie daran gewöh-

nen, den Reißverschluss rechts einzuhaken und mich derart auffällig von den anderen Mädchen in meiner Klasse zu unterscheiden, die bauschige rosa und lila Jacken trugen. Als ich meine Eltern fragte, ob ich einen neuen Mantel bekommen könnte, sagten sie nein. Ein Mantel sei ein Mantel, meinten sie. Ich wollte ihn unbedingt loswerden. Ich wollte, dass er verloren ging. Ich wünschte mir, einer von den vielen Jungen in meiner Klasse, die genau so einen Mantel hatten, würde aus Versehen zu meinem greifen, wenn wir nach Schulschluss in den Umkleideraum stürmten. Aber meine Mutter hatte sogar ein Schildchen mit meinem Namen innen in den Mantel gebügelt, eine Idee aus der Zeitschrift *Good Housekeeping*, die sie abonniert hatte.

Einmal habe ich den Mantel im Schulbus liegenlassen. Es war ein milder Tag im Spätwinter, die Fenster im Bus standen offen, und alle hatten ihre Überkleider auf die Sitze geworfen. Ich fuhr mit einem anderen Bus als sonst in die Gegend, wo meine Klavierlehrerin Mrs. Hennessey wohnte. Als der Bus an meine Haltestelle kam, stand ich auf und ging nach vorn, wo mich die Fahrerin ermahnte, beim Überqueren der Straße vorsichtig zu sein. Sie zog den Hebel, der die Tür öffnete, und wohlriechende Luft strömte in den Bus. Ich wollte schon ohne Mantel aussteigen, aber dann rief jemand: «Hey, Hema, du hast was vergessen!» Ich war verblüfft, dass jemand in diesem Bus wusste, wie ich heiße – ich hatte nicht an das Namensschildchen gedacht.

Im nächsten Jahr war ich aus dem Mantel herausgewachsen, und er wurde zu meiner großen Erleichterung einer Wohltätigkeitsorganisation gespendet. Nach und nach wurde auch alles andere ersetzt, was deine Eltern uns vermacht hatten – der Toaster, die Tontöpfe, die Teflontöpfe und -pfannen –, bis es im Haus schließlich keine materiellen Spuren mehr von euch gab. Unsere Familien hatten jahrelang keinen Kontakt miteinander. Diese Freundschaft war nicht den gleichen Aufwand wert, wie meine Eltern ihn für ihre Verwandten trieben, für die sie auf der Post stapelweise Aerogramme kauften und jede Woche gewissenhaft abschickten, nachdem ich für jedes Großelternpaar dieselben drei Sätze daruntergeschrieben hatte. Meine Eltern sprachen nur selten von euch und hätten wahrscheinlich nicht gedacht, dass sich unsere Wege je wieder kreuzen würden. Ihr wart nach Bombay gezogen, was weit von Kalkutta entfernt war und wohin meine Eltern und ich nie fuhren. So hörten und sahen wir nichts von euch bis zum ersten Tag des Jahres 1981, als dein Vater ganz früh am Morgen bei uns anrief, ein glückliches neues Jahr wünschte und uns mitteilte, dass deine Familie nach Massachusetts zurückkäme, wo er eine neue Stelle antreten werde. Er fragte, ob ihr alle bei uns wohnen könntet, bis er ein Haus gefunden habe.

Danach redeten meine Eltern tagelang über nichts anderes. Sie fragten sich, was da wohl schiefgegangen sein könnte: War aus der Stellung deines Vaters bei Larsen & Toubro, die damals so gut war, dass er sie

nicht ablehnen konnte, nun doch nichts geworden? Konnte deine Mutter den Schmutz und die Hitze in Indien nicht mehr ertragen? Fanden sie die Schulen dort nicht gut genug für dich? Zu der Zeit fasste man sich bei internationalen Ferngesprächen kurz. Natürlich sei deine Familie willkommen, sagten meine Eltern und strichen das Datum eurer Ankunft in unserem Küchenkalender an. Was immer der Grund für eure Rückkehr war – das Gerede meiner Eltern legte für mich den Schluss nahe, dass Wankelmut und Schwäche dahintersteckten. «Sie hätten wissen müssen, dass man nicht wieder zurückkann», sagten sie zu ihren Freunden und stempelten so deine Eltern als Versager in beiden Ländern ab. Wir hatten als Einwanderer durchgehalten, während ihr geflohen wart; wären wir nach Indien zurückgekehrt, so ließen meine Eltern durchblicken, hätten wir auch dort durchgehalten.

Bis zu eurer Rückkehr warst du für mich ein Junge von acht oder neun Jahren, in der Zeit erstarrt und so groß wie die Kleider, die ich von dir geerbt hatte. Inzwischen warst du aber doppelt so alt, sechzehn, und meine Eltern fanden es angebracht, dass du mein Zimmer bekommst und ich auf einem Klappbett bei ihnen schlafe. Deine Eltern würden im Gästezimmer am Ende des Flurs wohnen. Meine Eltern hatten oft übers Wochenende Besuch von Freunden aus New Jersey oder New Hampshire, die üppige Mahlzeiten verspeisten und bis in den Abend hinein über indische Politik diskutierten. Aber am Sonntagnachmittag wa-

ren diese Gäste immer verschwunden. Ich war es gewöhnt, dass Kinder im Schlafsack auf dem Fußboden neben meinem Bett übernachteten. Als Einzelkind freute ich mich, ab und zu Gesellschaft zu haben. Man hatte aber noch nie von mir verlangt, mein Zimmer ganz und gar abzutreten. Ich fragte meine Mutter, warum sie nicht dir das Klappbett gab anstatt mir.

«Wo sollen wir das denn hinstellen?», erwiderte sie. «Wir haben doch nur drei Schlafzimmer.»

«Unten», schlug ich vor. «Im Wohnzimmer.»

«Das würde sich nicht gehören», sagte meine Mutter. «Kaushik ist doch praktisch schon ein Mann. Er braucht sein eigenes Reich.»

«Und was ist mit dem Keller?» Ich meinte das kleine Arbeitszimmer mit den Bücherregalen aus Stahl, das sich mein Vater dort unten eingerichtet hatte.

«So geht man nicht mit Gästen um, Hema. Schon gar nicht mit diesen. Als du auf die Welt kamst, waren Doktor Choudhuri und Parul Di für uns ein wahrer Segen. Sie haben uns vom Krankenhaus nach Hause gefahren und uns wochenlang Essen gebracht. Jetzt ist es an uns, Hilfsbereitschaft zu zeigen.»

«Was für ein Doktor ist er eigentlich?», fragte ich. Obwohl ich immer bei guter Gesundheit gewesen war, hatte ich damals eine irrationale Furcht vor Ärzten, und es machte mich nervös, dass so ein Arzt bei uns im Haus wohnen sollte, als könnte seine bloße Anwesenheit jemanden von uns krank machen.

«Er ist kein Arzt. Es bedeutet einfach, dass er promoviert hat.»

«Baba hat auch promoviert, und niemand sagt Doktor zu ihm», wandte ich ein.

«Als wir uns kennenlernten, war Doktor Choudhuri der Einzige mit diesem Titel. Die Anrede war ein Zeichen des Respekts.»

Ich wollte wissen, wie lange ihr bei uns bleiben würdet – eine Woche? Zwei? Meine Mutter konnte es mir nicht sagen; es käme ganz darauf an, wie lange es dauern würde, bis deine Familie sich eingelebt und eine Wohnung gefunden hätte. Die Aussicht, mein Zimmer abtreten zu müssen, ärgerte mich maßlos. Dass ich zu meiner großen Schande noch vor kurzem regelmäßig auf dem Klappbett im Zimmer meiner Eltern geschlafen hatte und nicht in dem Raum, wo meine Kleider und Sachen waren, machte alles noch komplizierter. Meine Mutter hielt es für eine grausame amerikanische Sitte, ein Kind allein schlafen zu lassen, und wollte das deshalb nicht unterstützen, auch wenn wir Platz genug hatten. Sie selbst, sagte sie, habe bis zum Tag ihrer Hochzeit mit ihren Eltern in einem Bett geschlafen, und das sei völlig normal. Ich wusste aber, dass es nicht normal war, dass es bei meinen Schulfreundinnen anders zugeing und dass sie mich auslachen würden, wenn sie das wüssten. In dem Sommer bevor ich in die siebte Klasse kam, setzte ich durch, dass ich allein schlafen durfte. Am Anfang sah meine Mutter nachts immer wieder nach mir, als wäre ich noch ein Baby und könnte plötzlich aufhören zu atmen; sie fragte dann, ob ich Angst hätte, und erinnerte mich daran, dass sie gleich auf der anderen Seite

der Wand sei. In der ersten Nacht hatte ich tatsächlich Angst – die vollkommene Stille in meinem Zimmer erschreckte mich. Aber das wollte ich nicht zugeben, denn ich hatte noch größere Angst, bei etwas zu versagen, das ich schon mit drei oder vier Jahren hätte lernen sollen. Am Ende war es ganz einfach; ich schlief aus reiner Angst davor ein, womöglich nicht einschlafen zu können, wachte am Morgen allein auf und blinzelte in das von Osten hereinfallende Licht, das nie in das Zimmer meiner Eltern kam.

Das Haus wurde für eure Ankunft hergerichtet. Für das Sofa im Wohnzimmer wurden neue Zierkissen gekauft, die sich leuchtend orange von dem braunen Tweedpolster abhoben. Pflanzen und Nippfiguren wurden umgestellt, mein Schulfoto wurde gerahmt und über dem Kamin aufgehängt. Die Weihnachtskarten, die nach und nach mit der Post gekommen waren und die ich mit meiner Mutter einzeln um die Haustür herum geklebt hatte, wurden wieder abgenommen. Meine Eltern erinnerten sich, dass dein Vater immer korrekt gekleidet war, und kauften sich deshalb Morgenmäntel; der meiner Mutter war aus Velours, der meines Vaters wie eine Hausjacke geschnitten. Eines Tages kam ich aus der Schule nach Hause und stellte fest, dass statt der weiß-rosa Tagesdecke eine braune Wolldecke auf meinem Bett lag. Im Bad waren neue Handtücher für dich und deine Eltern be-

reitgelegt, flauschiger als unsere und von einem schöneren Blau. Mein Schrank war teilweise ausgeräumt worden, an der Stange hingen leere Bügel. Ich sollte einige Schubladen frei machen und nahm so viel heraus, dass ich das Zimmer nicht betreten musste, während du darin warst. Ich nahm meinen Schlafanzug mit, genügend Sachen für die Schule und die Turnschuhe, die ich zum Sport brauchte. Ich nahm das Buch aus der Bibliothek mit, das ich gerade las, und die anderen von meinem Nachttisch auch. Du solltest so wenig Sachen wie möglich von mir zu sehen bekommen, darum räumte ich meinen Schmuckkasten mit den billigen, ineinander verknäulten Kettchen und meine Avon-Parfümfläschchen weg. Ich nahm das verschlossene Tagebuch aus meiner Schreibtischschublade, obwohl ich erst zweimal etwas hineingeschrieben hatte, seit ich es zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte. Ich steckte das Jahrbuch der siebten Klasse weg, in dem ein Foto von mir prangte und alberne Sprüche meiner Klassenkameraden auf dem Vorsatzblatt standen. Es war, als würde ich entscheiden, was ich auf eine lange Reise nach Indien mitnehmen wollte, nur fuhr ich diesmal nirgendwohin. Trotzdem tat ich meine Sachen in einen Koffer mit sich allmählich lösenden Schildchen und Aufklebern, der mehrfach durch die Welt gereist war, und schleifte ihn ins Schlafzimmer meiner Eltern.

Ich sah mir Bilder von deinen Eltern an; wir hatten ein paar Fotos von der Abschiedsparty in ein Album geklebt. Da war mein Vater, dessen dickes, tiefschwar-

zes Haar mich nun schon in Erstaunen versetzte. Er trug eine Strickweste, hatte die Hemdsärmel aufgekrempt und zeigte eindringlich auf etwas außerhalb des Bildes. Dein Vater war wie üblich in Anzug und Krawatte, sein schönes, bebrilltes Gesicht wandte sich einem Gesprächspartner zu, und seine Augen waren grünlich, einmalig in ihrer Art. Der Mittelscheitel im Haar deiner Mutter betonte ihr langes, schmales Gesicht; das Ende ihres rohseidenen Saris lag wie eine Stola um ihre Schultern. Meine Mutter stand neben ihr, einen Kopf kleiner und zerzauster, mit losen Haarsträhnen an den Ohren. Beide hatten rote Wangen, wirkten erhitzt, als hätten sie Wein getrunken, obwohl sie damals nichts als Leitungswasser und Tee tranken, und ihre innige Verbundenheit war offensichtlich. Von dir war nichts zu sehen, dabei war ich vor allem auf dich neugierig gewesen. Wer weiß, wo in der Gästeschar du dich versteckt hattest? Ich stelle mir vor, dass du am Schreibtisch in der Ecke des Schlafzimmers meiner Eltern gesessen, ein mitgebrachtes Buch gelesen und auf das Ende der Party gewartet hast.

Eines Abends fuhr mein Vater zum Flughafen, um euch abzuholen. Ich hatte am nächsten Morgen Schule. Der Esstisch war seit dem Nachmittag gedeckt. So hielt meine Mutter das immer, wenn sie Gäste erwartete, auch wenn sie noch nie mitten in der Woche ein so opulentes Mahl zubereitet hatte. Eine Stunde vor eurer Ankunft stellte sie den Backofen an. Sie erhitzte Öl in einer Pfanne und briet dicke Auberginenscheiben, die sie zum Dal reichen wollte. Der